



Leseprobe aus Mai, Geschichte der deutschen Literatur,
ISBN 978-3-407-75525-4 © 2006 Gulliver in der
Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75525-4](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75525-4)

Inhalt

Vorwort	7
Die Anfänge	11
Eine Bibel für das Volk	15
Die erste Dichterin	18
Von edlen Rittern	20
Der erste Literatur-Star	23
Volkstümliche Weisen	27
Die Narren kommen	31
Ein Meisterstück deutscher Prosa	34
Die Welt als Jammertal	37
Welche Aufgabe hat die Literatur?	45
Mit Götterkraft begabt	57
Goethe und Schiller	64
Leiden an der Welt	76
Und wenn sie nicht gestorben sind ...	82
Ganz neue Töne	92
Bitte nicht zu realistisch!	102
Kunst = Natur – X	111
Einblicke ins Unbewusste	117
Kunst ohne Zweck	121
Zwei ungleiche Brüder	125
Aufstand gegen die Väter	133
O Deutschland, bleiche Mutter!	142
Trümmerliteratur	156
Die Gruppe 47	164
Heinrich Böll und Günter Grass	166

Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt	173
Sind Gedichte noch zeitgemäß?	182
Ein Bewohner des Elfenbeinturms	190
Sozialistischer Realismus	196
Ein weites Feld	204
Zwei neue Stimmen	210
Aus der ostdeutschen Provinz	216
Literarisches Fräuleinwunder	223
Literatur oder Pop?	231
Quellenverzeichnis	235
Personenregister	238

Vorwort

2000 Jahre deutsche Geschichte – sind das auch 2000 Jahre deutsche Literaturgeschichte? Ganz so einfach ist die Sache nicht.

In der Zeit um Christi Geburt lebten dort, wo später Deutschland entstand, zwar Menschen, die »Germanen« genannt wurden, aber sie waren noch kein einheitliches Volk und sie sprachen noch keine gemeinsame Sprache. Es gab zahlreiche Stämme mit verschiedenen Dialekten, die sehr unterschiedlich klangen. Die Menschen an der Nordsee hätten die am Bodensee nicht verstanden. Erst in einem jahrhundertelangen Prozess bildete sich neben den Dialekten und der Amts- und Dichtersprache Latein das so genannte Althochdeutsch als Schriftsprache heraus. Und erst mit der weiteren Entwicklung zur mittel- und neuhochdeutschen Sprache entstand dann auch eine deutsche Literatur.

Hier stellt sich gleich die nächste Frage: Was soll überhaupt als Literatur gelten? Natürlich nicht alles Geschriebene im Sinne der Wortbedeutung (lat. litteratura = Buchstabenschrift). Von Literatur kann man reden, wenn Sprache nicht einfach als alltägliches Kommunikationsmittel verwendet, sondern künstlerisch gestaltet wird, um Erdachtes und Erfundenes festzuhalten. Je nachdem, wie gut ein Text gelungen ist, spricht man von hoher oder niederer bzw. trivialer Literatur. Letztere soll hier nicht behandelt werden. Dieses Buch erzählt hauptsächlich von deutschsprachigen Dichtern und Dichterinnen, deren Werke Jahrzehnte und Jahrhunderte überdauerten und wegen ihrer künstlerischen Qualität auch heute noch viele Leser begeistern.

8 *Vorwort*

Von den ersten überlieferten Zaubersprüchen aus dem 8. Jahrhundert bis zu literarischen Texten aus dem wiedervereinigten Deutschland führt ein langer Weg. Diesen Weg wollen wir mit großen Schritten entlanggehen. Je näher wir dabei unserer heutigen Zeit kommen, desto mehr muss aus der übergroßen Fülle ausgewählt werden, wenn der Leser nicht zu schwer beladen oder gar erdrückt werden soll. Dass damit vieles, was auch beachtenswert und interessant wäre, unbeachtet bleibt, ist leider nicht zu vermeiden.

Um einen geschichtlichen Überblick zu geben, wurden vor allem solche Werke ausgewählt, die für ihre Entstehungszeit typisch sind. Dabei spielten auch persönliche Vorlieben des Verfassers eine Rolle. Und nicht zuletzt sollten die ausgewählten Werke für junge Leserinnen und Leser von Bedeutung sein und sie erreichen können.

Warum genügt es denn nicht, Werke der deutschen Literatur zu lesen, warum soll man auch noch ihre Geschichte kennen? Weil keine Literatur ohne die vorausgegangene Literatur so geworden wäre, wie sie geworden ist. Und weil Dichterinnen und Dichter nicht im isolierten Raum leben und arbeiten; sie wurden zu allen Zeiten von kulturellen, sozialen und politischen Entwicklungen beeinflusst. Wer literarische Werke besser verstehen will, sollte diese Einflüsse kennen.

In der Literatur ist aufbewahrt, was unsere Vorfahren erlebt, gedacht und gefühlt haben. Wen das interessiert, dem kann dieses Buch ein erster Wegbegleiter sein; ein Wegbegleiter zu bedeutenden Werken der deutschen Literatur. Und natürlich ist es der geheime Wunsch des Verfassers, dass die hier vorgestellten Werke auch in Zukunft viele Leserinnen und Leser finden.

Zwei Bemerkungen noch zur Zitierweise in diesem Buch:

Der Verfasser folgt selbst der neuen Rechtschreibung; die Zitate aber hat er so belassen, wie sie sich bei ihren Autoren finden. Die Leserinnen und Leser werden außerdem sehen, dass die Zitate nicht im Einzelnen nachgewiesen sind. Wer nach- oder weiterlesen will, findet die zitierten Werke in vielerlei Ausgaben in Bibliotheken, Buchhandlungen und sicher auch im einen oder anderen elterlichen Bücher-schrank.

Manfred Mai
Winterlingen, im Oktober 2003

Die Anfänge

Vor 2000 Jahren waren große Teile »Germaniens« noch von Sümpfen und dichten Wäldern bedeckt. In den dünn besiedelten Gebieten lebten die Menschen in Einzelhöfen oder kleinen Dörfern oft mit ihren Tieren unter einem Dach. Etwa 50 Jahre vor Christi Geburt wurden alle Stämme westlich des Rheins und ganz Gallien (das spätere Frankreich) von den Römern unterworfen und dem Römischen Reich einverleibt.

Für den römischen Geschichtsschreiber Tacitus waren die Germanen jener Zeit »Barbaren«. Von dem später so genannten »Land der Dichter und Denker« konnte noch keine Rede sein. Als Griechen und Römer schon literarische Werke schrieben und in Theatern aufführten, kannten die Germanen noch keine Schrift. Erst im 3. Jahrhundert entwickelte sich eine Runenschrift. Aber von dem, was mit Runenzeichen in Holz, Stein oder Horn geritzt wurde, ist wenig erhalten. Ohnehin wurden die Runen nicht zum Aufzeichnen von literarischen Werken, sondern als magische Zeichen zur Beschwörung von Göttern und Geistern verwendet. Zaubersprüche, Merkverse, Sprichwörter, Rätsel und Lieder sind Urformen der gestalteten Sprache, sie wurden mündlich vorgetragen und von Mund zu Mund weitergegeben.

Zwei dieser Zaubersprüche aus dem 8. Jahrhundert schrieb ein Mönch in Fulda auf. Gefunden hat man sie jedoch erst im Jahr 1841 in der Dombibliothek zu Merseburg, weshalb sie *Merseburger Zaubersprüche* genannt werden.

12 Die Anfänge

Der erste Spruch sollte helfen, Gefangene zu befreien. Der zweite sollte die Beinverletzung eines Pferdes heilen. Die magische Zauberformel am Schluss jenes Spruches lautet:

bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelîmida sîn.

Bein zu Bein, Blut zu Blut,
Gelenk zu Gelenk, als ob sie geleimt wären.

Eine Besonderheit jener Zaubersprüche zeigt sich schon an diesem kleinen Beispiel: Die wichtigsten Wörter einer Zeile beginnen mit dem gleichen Laut. Das nennt man »Stabreim« oder »Alliteration«. Diese Reimform wurde zum wichtigsten Merkmal der altgermanischen Verskunst. In Redewendungen wie »Himmel und Hölle«, »Mann und Maus«, »Geld und Gut« lebt sie bis heute fort.

Außer den Merseburger Zaubersprüchen sind nur wenige Texte aus jener Zeit überliefert. Zu ihnen gehört das *Hildebrandslied*. Wieder waren es Mönche in Fulda, die dieses »Heldenlied« zu Beginn des 9. Jahrhunderts aufschrieben, wofür sie die inneren Deckblätter eines Gebetbuches



Schreibende Mönche

zweckentfremdeten. Allerdings reichte der Platz nicht ganz, weshalb der Text unvollständig ist.

Das *Hildebrandslied* stammt aus der Übergangszeit zwischen Heidentum und Christentum. Es ist zwar schon vom Christengott die Rede, aber heidnisches Denken

steht noch im Vordergrund. Erzählt wird eine Geschichte aus dem Sagenbereich der Völkerwanderungszeit. Der Waffenmeister Hildebrand folgte seinem Herrn Dietrich von Bern, der sein Reich an Odoaker verloren hatte, in die Verbannung. Hildebrands kleiner Sohn Hadubrand blieb zurück und stieg unter Odoaker zum Heerführer auf. Nach 30 Jahren will Hildebrand das Land mit einem großen Heer zurückerobern und erkennt im gegnerischen Heerführer seinen Sohn. Hildebrand gibt sich zu erkennen, aber Hadubrand glaubt ihm nicht. Er hält seinen Vater für tot und vermutet hinter den Reden des »alten Hunnen«, wie er ihn nennt, eine List oder Feigheit, verhöhnt und beleidigt ihn. Damit stürzt Hadubrand seinen Vater in einen dramatischen Konflikt:

Welaga nû, waltant got, wêwurt skihit,
ih wallôta sumaro enti wintro sehstic ur lante,
dâr man mih eo scerita in folc sceotantero,
sô man mir at burc ênîgeru banun ni gifasta,
nû scal mih suâsat chind suertû hauwan,
bretôn mit sînû billjû eddo ih imo ti banin werdan.

Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick erfüllt sich!
Ich wanderte der Sommer und Winter sechzig außer Lande,
Da stets man mich reihte zur Schar der Kämpfer,
An keiner der Städte kam ich je zu sterben;
Nun soll mit dem Schwert mich erschlagen mein Kind,
Mit der Waffe mich treffen, oder ich zum Mörder ihm werden.

Die geltenden Wertvorstellungen lassen dem Vater letztlich keine Wahl. Für den germanischen Krieger steht die Ehre als höchstes Gut über der Vaterliebe. Nur wer sich in solchen Konfliktsituationen bewährt, ist ein wahrer Held. Also

14 *Die Anfänge*

muss Hildebrand kämpfen und seinen Sohn entweder erschlagen oder sich von ihm erschlagen lassen.

Der Verfasser des *Hildebrandsliedes* treibt die Handlung rasch vorwärts und verzichtet dabei auf Schnörkel und verzierendes Beiwerk. Nach einer knappen Schilderung der Vorgeschichte kommt das »Wehgeschick« unaufhaltsam auf Hildebrand zu. Wie der Kampf endet, ist im Text nicht überliefert.

Auch wenn dieses germanische Heldenlied nur kurz ist, ähnelt es den großen griechischen Tragödien. Hier wie dort scheitern Menschen trotz allen Bemühens bei dem Versuch, ihr Schicksal zu meistern.

Sprache und Versbau weisen den Verfasser als wirklichen Dichter aus, der mit dem *Hildebrandslied* das erste poetische Kunstwerk der deutschen Literatur geschaffen hat.

Eine Bibel für das Volk

Im Jahre 771 wurde Karl der Große (742 – 814) Alleinherrscher über das Frankenreich, aus dem später Frankreich und Deutschland hervorgingen. Die Römer waren zurückgedrängt worden, die Christianisierung war weitgehend abgeschlossen und Karl vereinte zum ersten Mal in der Geschichte alle germanischen Stämme in einem Reich. Anders als viele Herrscher vor und nach ihm kümmerte er sich um Bildung, Literatur, Kunst und Wissenschaften. Er holte bedeutende Gelehrte an seinen Hof und sorgte dafür, dass ein gebildeter Priesterstand heranwuchs. Die Sprache der Geistlichen und Gelehrten war Latein.

Doch auch die Pflege der deutschen Sprache lag Karl dem Großen am Herzen. Er ließ zum Beispiel die frühen germanischen Verse, Sagen und Heldenlieder sammeln – obwohl die überwiegend heidnisch waren. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig der Fromme war nicht so tolerant und ließ die Sammlung aus religiösen Bedenken verbrennen. Stattdessen soll er einem geistlichen Dichter den Auftrag gegeben haben, die Bibel aus dem Lateinischen in eine Sprache zu übersetzen, die im ganzen Reich verstanden werden konnte.

Bei den vielen Dialekten, die im Frankenreich gesprochen wurden, war das beinahe unmöglich. Trotzdem machte sich ein niedersächsischer Dichter um 830 an die Arbeit. Dabei hielt er sich an die vertraute literarische Form und schrieb nahezu 6000 Verse vorwiegend im Stabreim, den er allerdings schon sehr frei handhabte. Er übersetzte den Bibeltext nicht nur, er übertrug Leben und Leiden Jesu teilweise nach Niedersachsen und damit in die Vorstellungswelt seiner Landsleute. Jesus wurde zum König, die Jünger zu seinen

16 *Eine Bibel für das Volk*

Gefolgsleuten. Treue, Ehre, Kampf und Heldentum wurden stark betont. Auf diese Weise wollte der geistliche Dichter in seinem *Heliand* (Heiland) den Menschen im Frankenreich die christliche Botschaft näher bringen.

Einen ähnlichen Versuch unternahm etwa 30 Jahre später der elsässische Mönch Otfried von Weißenburg, der erste namentlich bekannte deutsche Dichter. Er wollte beweisen, dass von Jesus nicht nur in den »edilzungen« Latein und Griechisch, sondern auch in der Volkssprache erzählt werden konnte. Deshalb schrieb er seine *Evangelienharmonie* in rheinfränkischem Dialekt.

Dieses Werk war für die deutsche Literatur von großer Bedeutung, weil Otfried erstmals vom Stabreim abwich und den Endreim entwickelte. Nach dem Vorbild der lateinischen Hymnendichtung mit regelmäßigem Wechsel von Senkung und Hebung gestaltete er einen sehr anspruchsvollen Reim.

Wolaga éilenti! háрто bistu hérti,
thu bist háрто filu suár, thaz ságen ih thir in álawar!
Mit árabeitin wérbent, thie héiminges thárbent;
ih haben iz fúntan in mír; ni fand ih líbes wiht in thír;
Ni fand in thír ih ander gúat, suntar rózagaz muat,
séragaz herza joh mánagfalta smérza!
Ob uns in múat gigange, thaz unsih héim lange,
zi thémo lante in gáhe ouh jámar gifáhe:
Fames, so thie ginoza, ouh ándara straza,
then wég, ther unsih wénte zíéiginemo lánte.

Ach, Fremdland! sehr bist du hart;
du bist gar sehr schwer, das sage ich dir fürwahr,
In Mühsalen leben, die der Heimat entbehren,
ich habe es an mir erfahren; ich fand nichts Liebes an dir.

Ich fand in dir kein anderes Gut außer traurigen Sinn,
schmerzerfülltes Herz und mannigfaltigen Schmerz.
Wenn uns in den Sinn kommt, daß uns heim verlangt,
nach dem Lande plötzlich auch Sehnsucht uns ergreift,
Fahren wir, wie die Genossen, auch eine andere Straße,
den Weg, der uns wende zu dem eigenen Lande.

Während der *Heliand* dichtungsgeschichtlich eine Episode
blieb, wurde Otfrieds neuer Endreim richtungsweisend für
viele Dichter bis in die Neuzeit.

Die erste Dichterin

Die Nachfolger Karls des Großen förderten die Literatur weit weniger als er und bald verschwand die volkssprachliche Dichtung wieder aus dem offiziellen Leben. Sie lebte nur noch mündlich weiter in den Liedern umherziehender Spielleute. Als angemessene Sprache für die Dichtkunst galt nur Latein.

In dieser Sprache schrieb auch Hrotsvith (Roswitha), die erste deutsche Dichterin. Sie lebte etwa von 935 bis 1000 und war Nonne im Kloster Gandersheim.



Roswitha von
Gandersheim

Hrotsvith war sehr belesen und konnte auch die Werke des römischen Komödiendichters Terenz, die in vielen Klosterschulen als Lektüre verwendet wurden. Sie hielt die Stücke dieses »heidnischen Dichters« aus religiösen Gründen und wegen ihrer erotischen Anspielungen für anstößig und wollte sie durch »saubere« ersetzen. Also schrieb sie Texte, in denen die Helden und vor allem die Heldinnen mit der Kraft ihres christlichen Glaubens

allen Versuchungen, Anfechtungen und Gefahren widerstehen. Sünde, Reue, Buße und Erlösung stehen im Mittelpunkt ihrer acht Legenden und sechs Dialogstücke.

Lehrreich sollte auch der erste umfangreichere literarische Text sein, der auf deutschem Boden entstand. In seinem *Ruodlieb* erzählt ein unbekannter Dichter um 1050 von den Abenteuern und Bewährungsproben eines jungen Ritters. Dabei schildert er das Leben auf Burgen und Fürstenhöfen

ebenso anschaulich wie das Leben der Bauern und der einfachen Leute in den Dörfern. Leider ist die Handschrift dieses lateinischen Versromans nur teilweise erhalten.

Der Held Ruodlieb wird als junger Ritter von seinem Herrn schlecht behandelt und verlässt die Heimat. Bei einem König im Morgenland gelangt er zu hohem Ansehen. Eines Tages bittet ihn seine Mutter in einem Brief, wieder nach Hause zu kommen. Zum Abschied kann er zwischen Gold und zwölf »goldenen Ratschlägen« als Lohn wählen. Er entscheidet sich für die Ratschläge, die unter anderem lauten: keinem Rothaarigen zu trauen; in keinem Haus zu übernachten, wo ein alter Gastgeber eine junge Frau hat; nicht die eigene Magd zu heiraten; in jedem Gotteshaus am Weg zu beten; keine trächtige Stute auszuleihen; keine Saatkfelder zu betreten. Und natürlich kommt Ruodlieb auf dem Heimweg in Situationen, wo ihn die goldenen Ratschläge vor falschen Handlungen und vor Schaden bewahren.

Der unbekannte Dichter kann spannend und humorvoll erzählen und nimmt mit dem *Ruodlieb* manches Erzählmuster der kommenden höfischen Ritterdichtung vorweg: den Weg eines jungen Ritters fort von zu Hause hinaus in die Welt; den gesellschaftlichen Aufstieg in der Fremde; den Ritter als Verkörperung sittlicher Tugenden; die weisen Lehren, die in Prüfungen auf die Probe gestellt werden; den märchenhaften Schluss.

Von edlen Rittern

Noch heute sind Geschichten von tapferen Rittern ein beliebter Stoff für Filme und Bücher. Auch viele Burgen und noch mehr Burgruinen in ganz Europa erinnern an die längst vergangene Ritterzeit. Ritter waren ursprünglich nichts anderes als schwer gerüstete Reiter, die mit ihren Herren in die Schlacht zogen. Im Lauf der Zeit bildeten diese Ritter einen eigenen Stand mit einer eigenen Lebensweise und strengen Regeln. Viele Ritter nahmen auch an den Kreuzzügen im 12. Jahrhundert teil, mit denen die christlichen Stätten im »Heiligen Land« von den Arabern zurückerobert werden sollten. Nicht zuletzt durch die Kreuzzüge entwickelte die Ritterschaft in ganz Europa ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Das schlug sich auch in der Literatur nieder: Die Vorherrschaft religiöser Themen und Stoffe wurde durch eine höfisch-weltliche Dichtung abgelöst. Die neuen Dichter schrieben nicht mehr in der Gelehrtensprache Latein, sondern in ihrer Sprache, dem Mittelhochdeutschen. Das ermöglichte erstmals eine größere Verbreitung literarischer Werke, denn das Mittelhochdeutsche war, trotz aller Dialektunterschiede, eine relativ einheitliche Literatursprache.

»Höfisch« nennt man diese Dichtung, weil das – reale und idealisierte – Leben bei Hofe den Stoff für die dichtenden Ritter bot; außerdem waren deren Auftraggeber oder Gönner – heute würde man Sponsoren sagen – häufig Fürsten. Und Gönner brauchten die höfischen Dichter, um einigermaßen leben zu können. Die höfisch-ritterliche Kultur entfaltete sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst in Frankreich. Dort schrieb Chrétien de Troyes seine Romane

über die sagenumwobene Gestalt des König Artus und seine Tafelrunde. Von diesen Romanen wurde auch die deutsche Ritterdichtung stark beeinflusst.

Als neue Tugenden der höfischen Gesellschaft galten: *êre*, *triuwe* und *staete*, *zuht* und *mâze*, *milte*, *froide*, *hoher muot* und *minne*. Obwohl die Schreibweise der Begriffe bald tausend Jahre alt ist, können wir die meisten auch heute lesen und ungefähr verstehen. Wer Ehre (*êre*), das heißt Ansehen, Geltung, Achtung erringen wollte, musste Gott und seinem Herrn treu (*triuwe*) und zuverlässig (*staete*) dienen. Er musste züchtig (*zuht*) und anständig leben, seine Leidenschaften mäßigen (*mâze*), mit materiellem Besitz freigiebig sein und Hilfsbedürftige unterstützen (*milte* – daher kommt unser heutiges Wort Mildtätigkeit). Er sollte Lebensfreude (*froide*) zeigen und frohen Mutes (*hoher muot*) sein, um zu einer guten Stimmung am Hofe beizutragen.

Schwieriger verhält es sich mit dem Begriff »Minne«, der für das Verständnis der höfischen Dichtung von großer Bedeutung ist. Unter »minne« verstand man die Verehrung der Frauen, um deren Gunst und Zuneigung geworben wurde. Dabei unterschied man zwischen »hoher« und »niederer minne«. Bei der »hohen minne« warb der Minnesänger um eine zumeist verheiratete, höher gestellte Frau. Für sie kämpfte er bei Turnieren, ihr zu Ehren verhielt er sich in jeder Hinsicht tadellos. Das tat er allerdings nicht, um sie zum Ehebruch zu verleiten. Die Frau durfte und sollte dem Werben gar nicht nachgeben. Vielmehr sollte durch den Minnedienst ihr Ansehen erhöht und sie gleichsam zu einer Heiligen stilisiert werden. Wenn diese »Herrin« dem werbenden Ritter durch einen freundlichen Blick oder ein Lächeln ihre Gunst schenkte, sagte sie ihm damit, dass er ein wahrer Ritter und ihrer würdig sei.

22 *Von edlen Rittern*

Walther von der Vogelweide (1170 – 1230), der bekannteste deutsche Minnesänger, brachte die »hohe minne« mit folgendem Vers auf den Punkt:

Sver goutes wîbes minne hât,
der schamt sich aller missetât.



Walther von der Vogelweide

Mit den wirklichen Gefühlen der Menschen hatte die »hohe minne« nichts zu tun. Später wandte sich Walther gegen den Minnedienst, weil er auch von gegenseitigen Gefühlen, von wirklicher Zuneigung und Liebe singen wollte. Dieser »niederer minne« haben wir wunderschöne Liebesgedichte zu

verdanken. Eines davon stammt von einem Minnesänger, dessen Namen wir nicht kennen. Aber sein Gedicht rührt uns bis heute – und wir müssen es nicht einmal in modernes Deutsch übersetzen:

Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozen
in mînem herzen:
verlorn ist daz slüzzelîn:
dû muost immer drinne sîn.